

Predigt zu Epiphania Joh 1,15-18

Liebe Gemeinde!

Gott kann man nicht sehen. Oder vielleicht doch? Es gibt Bilder von ihm, zumeist ein alter, weißer Mann mit Bart, fast eine Art Weihnachtsmann. Oder ist er eine Frau?

Weder noch. Gott ist Gott und Mensch ist Mensch. In Christus freilich kam eins zum anderen.

Darum sagte Johannes der Täufer über Christus Jesus: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist. Das klingt fast wie ein Rätselwort. Aber Gott ist von Ewigkeit her, und dennoch kommt er erst noch auf uns zu.

Unser Glaube ist kein alter Hut oder Auslaufmodell menschlicher Einbildungskraft. Gott ist Fülle. Unausschöpflich ist der Schatz des Glaubens. Immer wieder haben Menschen ihn neu besungen und aus ihm neue Gedanken geschöpft.

Die Zahl überlieferter schöner Gebete ist uferlos. An die zweieinhalb Tausend Verse hat schon der Psalter unserer Bibel.

Und wer wollte all die Kirchen oder Ikonen zählen?
Liest man in der Bibel, so liest man sie auch immer wieder wie von neuem. Sie erschöpft sich nicht. Von der Fülle von Gottes Wort spricht Johannes.

In der Bibel ist viel von Brunnen die Rede und von Quellen. Sie sind Bild der Unerschöpflichkeit. Man nimmt Wasser um Wasser daraus und dennoch wird er nicht leer. Irdische Brunnen können erschöpft sein, aber nicht die Worte aus Gottes Ewigkeit. In ihm erfüllt sich alles Leben, jede erlöste Seele. So wie sich Liebe nicht erschöpfen sollte, solange wir leben.

Aus der Fülle Gottes sprudelt Gnade um Gnade, sagt Johannes. ΧΑΡΙΣ steht dort auf altem Griechisch. Das kann man auch übersetzen mit Schönheit, Wohlwollen, Zugeneigtheit, Gefallen.

Brunnen kann man freilich auch zuschütten, oder nicht pflegen. Nutzt man ihn nicht regelmäßig, wird das Wasser faul, und es kommt nichts Neues nach. Das reicht bei manchen Brunnen schon hin, um sie regelrecht versiegen zu lassen. Auch wenn es um die Liebe eines anderen Menschen geht, geht das mitunter schnell.

Liebe bleibt nur dann frisch und lebendig, wenn die Gefühle immer neu zum Zuge kommen. Und Liebe und Glauben sind miteinander verwandt.

„Alte Liebe rostet nicht“, heißt es zwar, aber damit ist nicht unbedingt Zurückliegendes gemeint. Alt im guten Sinn ist Liebe, wenn sie lebendig geblieben ist. „Alt“ bedeutet auch „bewährt“. Was dagegen nur nutzlos herumsteht, rostet schnell.

So sehen wir zwar Gott nicht, aber wir bleiben in Kontakt mit ihm im Beten und Gottesdienst, mit Bibelversen oder Gesangbuchliedern. Wir können uns vertraut machen mit Gottes Wort, so dass wir ihn dann selbst aus dem Stimmengewirr unserer Zeit heraushören können. Der Geist Gottes weht ja, wo er will, nur dass wir ihn oft genug nicht erkennen, sein Wirken auch erspüren.

Unsere Kirchen seien den glaubenden Seelen lebendige und brauchbare Brunnenstuben.

Allerdings fallen sie in unserer turbulenten Zeit nicht besonders auf. Sie sind trotz der hohen Türme klein gegenüber Wolkenkratzern. In Berlin ist die Marienkirche klein im Vergleich zum Fernsehturm daneben.

In London steht ein riesiges Glasgebäude in Form einer Raketenspitze neben einer kleinen Andreaskirche, die auf diese Weise wie ein beschauliches Hüttlein wirkt. Auch unsere Kapelle hier liegt eher im Verborgenen und unser Gesang kann sich schwer gegen den Fluglärm behaupten.

Auch Schönheit, Angenehmes und Spannung sucht man nicht gerade in unseren Gottesdiensten. Wir sind als Kirche eher zu einer zunehmend schwer verständlichen Nebensache geworden, weil anderes gefragt ist als sich hinzuhocken und auf so ein uraltes Buch zu hören und den alten weißen Mann, den sie Gott nennen, den doch keiner gesehen hat. Wir sind keine Sensation, sind nicht neu und bieten wenig nützliches Wissen. Und wir sollten auch nicht so tun, als hätten oder wären wir das: sensationell, erfolgversprechend und als hätten wir Neuigkeiten zu bieten.

Denn eine Quelle in den Bergen ist etwas anderes als ein Wasserhahn mit Wasseruhr und Wasserrechnung. Die Mona Lisa im Louvre ist gerade mal 76x53 cm groß und dennoch schöner und wertvoller als große Werbeposter an der Autobahn.

Und wer sich zu sehr fangen lässt von der sich selbst jagenden Lichterwelt des Virtuellen, verliert am Ende sich selbst. Wer nur noch spielt, wird selbst zur Spielfigur. Liebe ist anders als ein Fan zu sein, der am Tropf des Ruhms von Idolen hängt.

Es ist die immer gleiche und doch auch neue alte Liebe, der wir hier frönen: Glaube an Gott, der eben kein alter weißer Mann ist. Er ist unverfügbar und nicht zu Handeln.

Wir sollten dazu stehen, dass so manches an unserem Glauben unbegreiflich und nicht von direktem Nutzen ist. Er braucht analoge Gegenwart und ist nicht machbar. Man kann ihn weder produzieren wie ein Kulturgut noch designen wie Ideen.

Ich denke, gerade das braucht die hektische Welt, und nicht nur als Gegengewicht hin und wieder, denn unser Glaube hinterfragt alle Selbstverständlichkeiten. In seiner Unbequemlichkeit ist er wichtig. Er passt sich nicht ein, er ist nicht modern. Gott steht aller Welt und jedem Einzelnen gegenüber. Er fügt sich in kein System.

Gott ist keine Spielfigur unseres Denkens und Handelns, so wenig es mein Nächster ist oder gar der Mensch, der mich liebt, den ich liebe. .

Liebe Gemeinde!

Meinen Mitmenschen bin ich halt dies oder jenes. Aber wer bin ich Gott gegenüber?

Johannes spricht in diesem Zusammenhang von Wahrheit. Im Evangelium heißt es, dass Christus sagt, er sei nicht nur eine Wahrheit unter anderen, sondern er sei selbst die Wahrheit.

Wie ist das gemeint?

Angesichts Gottes erkennen wir, wie wir erkannt sind, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth. Das ist mehr als Selbstfindung. Da komme ich zum Ziel, erlange ich Erfüllung, Vollendung, wie ein Liebender über sich hinauswächst und doch niemals näher seinem eigenen Herzen ist. Sich im Anderen geliebt zu wissen, ist eine andere Art der Selbstfindung als auf der roten Therapiecouch zu liegen.

Um zu lieben, muss man sich von anderen Dingen auch abwenden. Zuwendung bedeutet, anderem den Rücken zuzukehren.

Hier atmen wir mit alten Kirchenliedern mal ohne Schlagzeug und nicht enden wollenden Rhythmen musikalischer Dauerbeschallung. Hier legen wir Zeitungen und Onlinenachrichten beiseite und lassen die Flugzeuge umherfliegen, wie sie wollen. Hier kehren wir für eine Weile mal der Welt den Rücken und wenden uns Gott zu; genauer: Wir nehmen wahr, wie er sich uns zuwendet.

Das bedeutet nicht, dass uns die Welt nicht weiter kümmern würde. Wir tragen sie ja auch dann mit uns herum, wenn wir uns von ihr abwenden. Und wir lehnen sie auch nicht ab, machen sie schlecht oder beklagen nur, was dort alles so übel ist.

Es gibt so viel Faszinierendes, Schönes und Praktisches um uns herum mit all den Erfindungen, die wir schon für so natürlich halten, als hätte es sie immer gegeben!

Die Menschheit vermag Wunderbares, viel, was man zweihundert Jahre zuvor noch für pure Zauberei gehalten hätte. Es ist toll zu sehen, was wir vermögen und auch was wir inzwischen alles zu recht auch ächten und endlich auch besser machen als unsere Vorfahren.

Es gibt eben nicht nur technischen Fortschritt, sondern auch wachsende Sensibilität gegenüber Unrecht oder unbarmherzigem Verhalten. Es rollen in Europa keine Köpfe mehr, Suchtkranke werden nicht mehr als Bösewichte behandelt, Frauen werden nicht mehr als Menschen zweiter Ordnung behandelt, Sklaverei ist geächtet, Tiere nicht mehr nur wie nützliche Dinge behandelt. Die digitale Welt ermöglicht lauter Dinge, auf die wir nicht mehr verzichten wollen oder können. Und bevor wir zu einem „aber“ ansetzen, sollten wir das dankbar festhalten.

Doch ohne dieses „aber“ wären wir blind. Wir würden unversehens von einem ins nächste Unglück stolpern. Dem wunderbaren Fortschritt entspricht leider auch Niedergang. Mit Sprengkraftdrohnen, Hightech-Waffen verderben Menschen einander Leben und Frieden. Gerade die faszinierendsten Möglichkeiten werfen bisweilen schwerste Schatten.

Hans-Christian Andersen hatte in seinem Märchen von der Schneekönigin vor 200 Jahren schon eine Ahnung dessen, was wir heute erleben:

Ohne Liebe und Vertrauen und guten Willen wird es nichts mit uns. Vernunft kann sich eiskalt gebärden und die ganze Schlaueit kann mit ihren präzisen Spiegeln zu spitzen Scherben werden, die einem das Herz verderben.

Und so müssen wir nicht immer nur noch cleverer werden, sondern auch bei allen Wundern ein warmes Herz uns bewahren.

Und eben dafür gibt uns Gott mit seinem Geist die nötigen Gaben mit auf den Weg. Güte, Gnade und Gottvertrauen sind die entsprechenden Wegweiser. Gott, den niemand sehen kann, begegnet uns in Christi Gestalt, liebe Gemeinde. Denn er vermochte es, gänzlich im Gehorsam zu Gott zu leben.

Ein Kirchenvater hatte es mit dem Bild der Sonne so ausgedrückt: Wie die Sonne auf die Erde scheint und mit ihrer Wärme die Samen zum Leben erweckt und die Pflanzen sich dann dem Licht entgegenstrecken, um Frucht zu tragen, so sehen wir Gott im Geist und er blickt in uns bis in die Tiefe des Herzens. Er ist die Sonne unserer Seele, unseres Herzens.

Wenden wir uns Gott zu, werde damit Güte und Liebe, Hoffnung und Vertrauen in uns gestärkt.

Es ist damit, wie wenn ich jemandem gegenüberstehe, der durch und durch Güte verkörpert. Dann versucht man automatisch, selbst sich von seiner besten Seite zu zeigen.

Auf diese Weise sehen wir Gott, ohne ihn zu sehen, und er schaut auf uns und es bedeutet Segen. Wir sehen ihn mit dem Herzen und nicht nur mit dem Auge. Sein Antlitz leuchtet über uns, ohne dass das jemand fotografieren könnte.

Wir müssen den Auferstandenen nicht wie Thomas mit den Händen berühren, und doch glauben wir, zaghaft vielleicht, und auch voller Zweifel und mit vielen Fragen, aber wir beten. Auf diese Weise nehmen wir Gott als Sonne unserer Herzen wahr. Die Samen seines Wortes schlagen in uns Wurzeln und wir wissen, von dieser besonderen und reinen Quelle das Leben in uns aufzunehmen, das aus dem Himmel auf uns kommt und aus der Tiefe unserer Existenz quillt.

Gnade um Gnade empfangen wir, sagt Johannes der Täufer. Um es mit Worten der vorhin gehörten Epistel zu sagen:

Ihr habt gehört, worin das Werk der Gnade Gottes besteht: Durch Offenbarung ist uns das Geheimnis kundgemacht worden. Daran könnt ihr zur Einsicht in das Geheimnis Christi kommen.

Dies war nicht schon immer den Menschenkindern kundgemacht, wie es uns nun offenbart ist durch den Geist Christi. In den verschiedenen Zeiten und Völkern sind wir im Glauben an ihn zu Miterben Abrahams und seines Glaubens durch das Evangelium geworden. Gottes Diener sind wir durch die Gabe seiner Gnade. Sie wird in uns kraft des Glaubens zu einer überaus heilsamen Macht. Dafür danken wir Gott.

Amen.